

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 27

Artikel: Bern

Autor: Schweizer, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohnte er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher Ringeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Ringeisen fühlte Dankbarkeit im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes, sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügungen des Schicksals.

Ringeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht, zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern entgegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf zwei verschiedenen Erdteilen. Ringeisen wußte nicht einmal bestimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen, Brücken, ein bunt gemischt Dächermeer, von der Sonne überglühend, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so berauschend, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in seligem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Motiven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und eigentlicher Lokalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl findet sich und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kulturliebens, so Ringmauern mit Graben und Türmen, mit krummen, engen Gassen, mit hochgieblichen Häusern, vorragenden, niedrigen Geschößen, reichen Portalen und zierlichen Erkern. Aber gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern eigentlich gar nicht.

Über der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit. Alles Beengende, Trübe, Dämpfe ist hier abgestreift. Wie befreit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch eine Welt heiterer, jüngster Freude. Es ist ein Zauber, den keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wundersame Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern feierten, sein Ruhm wird nicht ausgesungen werden. Mit jedem Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahrtensuchende und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenfleckchen ausstreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer, goldener Poetie, daß das Schweizer Gemüth hier seinen Feiertag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten. Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünglänzender Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an welche sich reiche Dörfer schußsuchend schmiegen — und über allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiflang: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenlicht oder im Abendschein, wenn im Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnisvolle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt gleitet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin, die unsre Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die Häuser in bürgerlicher Eleganz eins wie das andere gebaut, alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführet, sind groß und kostbar, doch haben sie keinen Anschein von Pracht, der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren altersgrauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden, wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen, das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein, Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blätterte er in den Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berichten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um Seite umzublättern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive Schwarz des Druckes und die ungebrachte Kraft mit der das Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ursprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Unnatürliche und Gekünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und ersterken macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Vergangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Geistes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Eckpfeiler war — — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalterlichen dreinhaben, ein bezeichnender Zug zur Vollständigkeit der alten Straßenschilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmuck der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den Schuhen Stelschüre mit Holzboden. Vor den Häusern wurden diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Ueberschüre der Ratssherren aufgestellt gewesen seien, „do fundt man sin zählen, wie viel ihr zu Rath kommen wären!“ Die erste Ausgabe für Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die niedere brotschal ze bechiffen“. Lange und hartköpfig hat sich der Berner gesträubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „mift und bigen“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu lassen, für jeden fernen Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener kunstvolle Geist im Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steiger rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan Albrecht v. Bonstetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hüpschen hüwen geziert, und ist nüw, lustig, mit witen gassen, zu beder fitt gewelbe habende, unter denen mit drokken Füßen man wandern mag.“ Die ersten Nachrichten über die

Laubenanstalten verdantten wir Tschachts Chronik, die bei Erwähnung des Stadtbrennes von 1285 sagt: „und war die stat harnach gebuwen uf die wñß mit bogen, als vorhin . . .“ Ueber das Eigentumsverhältnis des Laubenvogens, geteilt zwischen Stadt und Hausbesitzer, sprechen spätere Ratsmanuale, z. B. 8. Dezember 1558 „uff ist durch M. Herren d'rath und burger abgemert worden, daß man die hñt unter den louben nur s werchschüch mit von den läden verrüden solle.“ Ferner am 6. Oktober 1570: „das häckeln und fladswingen under den louben bi 5 Pf. buß verbieten, mit usbläfen der trummeter.“ So ein Stück Vergangenheit, das ganz eigenartig anmutet, können wir heute noch an der Mühgasse sehen. Wie ehemals lebt und arbeitet hier das Volk auf der Gasse und unter dem Schutz der Laubenvogens. Spengler, Tapezierer, Schuhmacher verlegen bei schönem Wetter ihre Werkstätte ins Freie. So bietet diese Gasse ein lebendiges Bild alten Straßenlebens und althergebrachten Volkslebens, bunter Abwechslung, das man selten in einer moderneren Stadt antrifft. Betrachten wir die Kanzlei neben dem Rathaus, mit ihrem reichen Laubengewölbe oder an der Postgasse die Ueberreste der ehemaligen Antoniuskirche, deren Eingang eine wunderbare Laubenkonstruktion besitzt. Kreuzgewölbe, deren Schlusssteine Wappenschilder tragen, einen sich zu einem künstlerisch hochwertigen Bilde alter Schönheit. Oder betrachten wir die alten Türengänge mit ihren Wappenschildern und Konsole, die früher wohl dazu bestimmt waren, Figuren von Heiligen zu tragen, überall zeigt sich die Uebersicht zweckmäßige Forderungen des Lebens mit idealen Wünschen der Kunst geschmackvoll zu verbinden.

Nicht anders als das malerische Durcheinander von Gassen, Bläcken und Häusern bieten auch die unübersehbaren Rechtsverhältnisse der Burger ein Gemisch von Belebungen, Verträgen und besondren Befugnissen, aus denen sich erst durch ein beständiges Gegenstreben eines einheitlichen Rechtes nicht ohne weitschweifende Umwege ein organisch wirkendes Ganges zu bilden vermöchte. Gerade die großen Brände, die Bern in früheren Jahrhunderten vielfach in Asche legten, haben etwas Licht und Ordnung gebracht und die Stadt erheben lassen, zu dem, was sie heute ist. Steht doch selbst im Polizeibuch von 1580 „denne die alte Ordnung (habe) nit so vil erloschen (geholzen), daß die Stadt mehrt einem Dorf dann einer verrühmten Stadt zu vergleichen sei!“ In dieser Zeit drang der Rat darauf, wenigstens Gebäude in Stein mit Ziegeldachung ausführen zu lassen. Die Stadtrechnungen weisen auf zahlreiche daherrige Subventionen. 1577: „Denne Hans Matter an für ziegeltach an dem hindern buße . . . ze stire, bieken die buhren geben 4 Pf. 10 Sch.“ 1582: „Denne Curas an finen buuw an dem oribus in der nüwenstatt . . . 3 Pf.“ Ein eigenartiges Verbot der Schindelbächer erfolgte laut Ratsmanual erst am 25. September 1542. Die finanziellen Verluste der Städter, veranlaßt durch die Brände, sprechen sich in folgendem Ratsbeschuß von 1405 aus: „Wer seine Hoffstatt wieder aufbaut, oder auf eine bestimmte Zeit wieder aufzubauen verspricht, daß dem der Halsteil aller Seegerechte und Zinsen, so derzeit auf seiner Hoffstatt lassen, abgehen sollen.“

In dieser Zeit sah denn eine lebhafte Bauerei ein und lag die baupolizeiliche Administration seit 1403 vier Bauherren ob, die in Verbindung mit dem Werkmeister, des Steinmeß und

dem des Holzwerks dem Bauwesen vorstanden. Das alte Po-
sitz-, Eid- und Spruchbuch gibt uns den Eid der Bauherren vom 25. Juli 1473. „Die bñmherren“ schwören, täglich zu der Stadt „buwen und verklüten, beid und jeglicher in funders, wann si in der stat sind, es nie in der fust oder anderswo“ zu sehen, Meister und Knechte zur Arbeit anzuhalten, und der Stadt „gut und geziig, es sie an nützlichem bñmholz astem und nuwen, steinplaster, ziegel, pfenwerdt“ zu der Stadt Nutzen zu gebrauchen, wie wenn es ihre eigene Sache wäre und niemand etwas davon zu geben oder zu leihen ohne Erlaubnis von Schultheiß und Rat.

Wir dürfen annehmen, daß die Haupttätigkeit der Baubörde im Neubau und Unterhalt der Stadtbefestigungen stand. Verchiedene Stadtrechnungen nennen ganz bedeutende Posten, welche an die Stadtbaumeister „uff die bñme uert und imerunt der stati“ bezahlt werden, leider sind aber die Bauten nicht bezeichnet. Jüttlinger sagt: „do man zalt von gots geburt 1346 jar, wart des ersten angegangen der ober spitalturm (Christofel, stand bei der Heiliggeistkirche) und die ringmure und do man anhüb zu bñmen, do griff man das werk so roßlich an, daß die ringmure in andherhalbem jar gemacht wart.“

Es würde viel zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Eines können wir aber sagen, daß die Stadt Bern, was ihre bauliche Eigenart anbelangt, die schweizerische Schweizerstadt genannt werden kann. Ja, sie ist die Stadt aus einem Gusse und ihre Häuser thronen so selbstbewußt und sicher auf ihren mächtigen Arkaden, als wären sie selber babilische Bürgersleute. Und sollen wir die vielen Schönheiten alle aufzählen? Nein, denn da müßte der Schreiber sagen, lieber Leser, geh' mal hinunter zur Nydekkirche mit dem „Kilchhöfli“, schau' dich um am Stalden, zieh' durch die äußerlich malerische Gerechtigkeitsgasse, pilgere durch die Junkerngasse, halt Entfehr beim Erlacherhof. Wo du nur hinblicken kannst und magst, überall wird dein Auge neue Schönheiten entdecken, da ein prächtigss Portal, hier ein künstlich geschnedetes Schild, dort einen Türbogen, hier ein Erkerchen. Laß dir von den Brunnens alte Sagen und Mären erzählen und horche der Geschichte beim Betrachten des Rathauses und ergöß' dich beim vielbewunderten Beizelocken, der schon 1382 seine „ordn“ hatte.

Oder aber verfeine dich in die wunderbaren Schönheiten des Münsters, der ehemaligen Leutkirche St. Vincenz. Für jeden wird es ein Genießen in Freude sein und wen diese Zeilen anregen, den alten Schönheiten etwas mehr Interesse entgegen zu bringen, selber auf Forschungsreisen im alten Bern zu gehen, so ist ihr Zweck erreicht.

Als Luginland weithin ausschauend, grünen Berns Türme weit, dem fernher Nabenden ein erlebnis Wahrzeichen endlicher Ruhe nach ermüdender Wanderung oder Geborgenheit im mächtvoll städtischen Schutze. Und einladend wirkt beim Betreten der Stadt durch den dunklen Rahmen des ersten Torbogens gemädeartig umschlossen, die buntsfarbigen häuserzeile hindurch und läßt dem Betrachter den Wunsch, einzutreten, sich sinnlich frärtiger äußern. Und alle Bilder lösen in uns mit breitem Begegnen Stimmungen aus, wie wir sie selten genießen und wer einmal den Zauber genossen, der wird mit stiller Freude sich jener Bilder stetsfort erinnern, die fast überreich ihm die Morgenstadt Bern geboten hat und stetsfort bieten wird.

BERN —

Anno dazumal

Bilder vor 1900: Stadtbibliothek
Text und neuere Bilder: P. Senn

In der nächsten Nummer werden wir noch weitere interessante alte Aufnahmen bringen.

Es war an einem sonnigen Frühlingstag. Zwei alte Frauen aus der Unterstadt sahen auf einem der grasgrünen Bänke der Plattform und strickten. Im jungen Kastanienlaub zwitscherten Busfinken und Spatzen; — Kinder fütterten Lauben. — „Aebe, so isches hüt“, hören wir die eine der Frauen. „Früher konnte man noch gemütlich über die Straße. Bleib man stehen und plauderte, so fuhren die Trötscheli um einen herum. Aber hüt, — mi risiget ja der Rätsche vom Läbe. I ga nümme i di obri Stadt. Deppe a der Weihnacht, ga d'Läde luege. — U de die neue Häuser“, hören wie sie weiter diskutieren. „Unser Nachbar,

der Siegenthaler, ist heute auch so in einem „Modernen“; aber es scheint, es wäre dort immer Krach, wegen dem Wäfser, — man höre alles. In der Matte und drunter an der Rüdegg wollt' man auch aufzumachen. Über der Rüedu' und imbleiben, wo wir sind. Aes hüdelt zwar aber, u ds Dach rümt o.“ — Sie plaudern weiter von der guten alten Zeit. Ein Bäckli geht eng umschlungen vorüber. Sie küssen sich. Ueber die Brillengläser gucken die beiden Frauen aus der Unterstadt einander an und schütteln die Köpfe. „Aebe, so isches hüt“, hören wir sie noch sagen.

